

Bijlage VWO
2013

tijdvak 1

Duits

Tekstboekje

Zu viel 1 schwächt die Leistung

Der Vortrag wurde hundertmal geübt – doch als es darauf ankommt, ist der Kopf auf einmal leer. Vor allem in stressigen Situationen tendieren Menschen dazu, ihre Handlungen bewusst zu überwachen. Und genau das führt zu Fehlern, sagt die Psychologin Sian Beilock von der Universität Chicago. Um seine Leistung auch unter Druck abrufen zu können, solle man lieber sofort loslegen. Sich vor Beginn eines Vortrags zu viel Zeit zur inneren Einstimmung zu nehmen, müsse man vermeiden, erläutert Beilock in der Zeitschrift *Psychologie* heute. Am besten lenkten sich Gestresste mit Singen, Pfeifen oder Rückwärtszählen ab. Auf diese Weise werde der präfrontale Kortex beschäftigt. Dieses Areal ist gewissermaßen die Kommandozentrale im Gehirn, die sich in Abläufe einmischt.

Süddeutsche Zeitung, 28.07.2011

Amor und Psyche



Dass es sich bei David Beckham um ein Gesamtkunstwerk handelt, darf seit dem Spiel Mailand gegen Rom nicht mehr bezweifelt werden. Beim Trikotwechsel entblößte der Fußballer sein neuestes Tattoo. Kunstkritiker erkannten in der in Beckhams linken Oberarm geritzten Darstellung von „Amor und Psyche“ sofort eine Neudeutung des gleichnamigen Gemäldes von William Adolphe Bouguereau (1825-1905).

Amor und Psyche waren schon in der Antike das, was heute David und Victoria Beckham für die Öffentlichkeit sind: ein stark polarisierendes Paar. Während sich manche fasziniert ihrer Geschichte widmen, wenden sich andere genervt ab. Damals war es Amors Mutter Venus, die, eifersüchtig

auf Psyches Schönheit, die Geliebte ihres Sohnes gerne los geworden wäre. Psychologen müssen noch klären, ob Beckham mittels seines Tattoos auf eine ähnliche Konstellation in seiner Familie hinweisen will.

Rätselhaft, dass auf Beckhams Oberarm – ganz anders als bei Bouguereau – eine Schlange Psyches Scham verdeckt. Sehen sich die Beckhams als Opfer der Erbsünde? Leidet der Sportler unter einer schlimmen Sexsucht, wie sie sonst nur Golfer¹⁾ befällt?

Der Name, den Amor und Psyche ihrer Tochter liehen, gibt hier weiter Anlass für Spekulationen: „Voluptas“. Ist also „Wollust“ der Wunschname der Beckhams für ihr viertes Kind? Die Rezeption dieses Hautgemäldes steht noch ganz am Anfang.

Süddeutsche Zeitung, 10.03.2010

noot 1 Dit is een verwijzing naar buitenechtelijke affaires van de golfer “Tiger” Woods.

Dem Wald geht es gut wie seit Jahrhunderten nicht

Die Deutschen sind ein Volk, das der Waldromantik erliegt. Der Wald ist bis heute aber auch ein Schauplatz heftiger Interessenkämpfe



(1) In Deutschland stehen sieben Milliarden Bäume. Auf jeden Deutschen kommen etwa 85. Die Waldfläche beträgt 11,1 Millionen Hektar, eine Million Hektar mehr als vor 40 Jahren. Ein Drittel Deutschlands ist also bewaldet. Der Holzvorrat liegt bei 3,4 Milliarden Kubikmetern. Jährlich wächst er um 110 Millionen Kubikmeter. Weniger als die Hälfte davon beträgt der jährliche Holzeinschlag. 44 Prozent der Wälder befinden sich in Privatbesitz, der sich auf zwei Millionen Eigentümer verteilt. 56 Prozent gehören den Bundesländern, den Kommunen und dem Bund. Egal, wem der Wald gehört – jedermann darf ihn betreten, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Es gilt noch nicht einmal ein generelles Wegegebot.

(2) Der Wald gehört in Deutschland so selbstverständlich zum Leben wie die Luft und das Wasser, zu deren Regeneration er im Übrigen ent-

scheidend beiträgt. Wenn Deutschland das von den Vereinten Nationen für 2011 ausgerufene „Internationale Jahr der Wälder“ begeht, ist der Kreis der beteiligten Akteure aus Politik, Wirtschaft und Verbänden kaum zu überschauen. Die Schirmherrschaft übernimmt 5 der Bundespräsident, denn der Wald ist eines unserer höchsten nationalen Güter. Möglicherweise gibt es in den Künsten zwar schon mehr Parodien der deutschen Waldromantik als ernst gemeinte Originale. Abgeklärte Gegenwartsmenschen mögen mitleidig oder spöttisch auf die Hysterie um das sogenannte Waldsterben vor 30 Jahren blicken.

(3) Das ändert jedoch nichts daran, dass der Wald nicht nur im Boden, sondern immer noch tief im deutschen Gemüt wurzelt, auch wenn er nicht mehr romantisch angeschmachtet, sondern ökologisch und ökonomisch durchkalkuliert

wird. Kulturell bleibt er eine Großmacht. Deshalb ist es konsequent, dass der deutsche Beitrag zum internationalen Wälderjahr die
55 Besinnung auf „unser Waldkulturerbe“ ist.

(4) Worin besteht dieses Erbe?

Zunächst einmal sind es die Wälder selbst, die ja sämtlich von Menschenhand gemacht, gepflegt, gestaltet,
60 geschützt und genutzt, also Kultur-, nicht Naturwälder sind. Der hohe Waldanteil in Deutschland ist nicht etwa das, was übrig geblieben, sondern er ist das, was in mehr als
65 zweihundert Jahren systematischer Forstwirtschaft aufgebaut worden ist.

(5) Nach dem Gesetz darf der Wald nicht schrumpfen. Wenn irgendwo
70 Waldfläche verbraucht wird, muss anderswo aufgeforstet werden. Deutschland ist in der glücklichen Lage, sich überhaupt keine Sorgen darüber machen zu müssen, dass
75 Wald verloren geht. Es müssen umgekehrt im Land erhebliche Anstrengungen unternommen werden zu verhindern, dass der Wald sich immer weiter ausbreitet, damit
80 das weithin typische abwechslungsreiche Landschaftsbild aus Wald, Feld und Grünland erhalten bleibt.

(6) Vor zweihundert Jahren, als das „hölzerne Zeitalter“ zu Ende ging,
85 stand es um den deutschen Wald schlecht. In Jahrhunderten der Übernutzung durch Köhler, Glaser, Bergleute, Zimmerleute, Viehhirten und Bauern war er ausgeplündert und
90 verwüstet worden. Im Kampf gegen die immer dramatischer werdende Holznot setzte sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Prinzip der Nachhaltigkeit durch, das

95 zum ersten Mal 1713 von dem sächsischen Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz formuliert worden war. Es ist der schlichte Gedanke, dass nur so viel entnommen werden darf wie nachwächst.

100 Auch diese Idee ist also deutsches Waldkulturerbe und gleichzeitig einer der erfolgreichsten geistigen Exportartikel. Heute regiert sie die
105 globale Umweltpolitik.

(7) Das ändert nichts daran, dass der Deutsche bei dem Wort Wald an die
9 und nicht an die Vereinten Nationen denkt. Fortschrittliche
110 Geister begegnen den kulturellen Konnotationen des Waldes deshalb mit Misstrauen, steht der Wald doch auch für den politisch-kulturellen „deutschen Sonderweg“, für Innerlichkeit, für Modernisierungsfeindschaft und auch – auf die anti-napoleonischen Kriege zurückgehend – für Nationalismus und Deutschtümelei. Zwar wurde Deutschland aus
120 schierer Holznot mit der beginnenden Industrialisierung mächtig aufgeforstet. Die so entstandenen Forste wurden jedoch kulturell sogleich als Fluchtraum für die
125 modernisierungskranke Seele genutzt.

(8) „Da draußen, stets betrogen, saust die geschäftige Welt, schlag noch einmal die Bogen um mich, du
130 grünes Zelt“, dichtete Joseph von Eichendorff. Die Dichtung der deutschen Romantik bringt in ihren besten Momenten Zerrissenheit und Abschiedsschmerz so zur Sprache,
135 dass man durchaus sagen kann, nachher sei darüber nichts Lesenswertes mehr geschrieben worden.

Die Welt, 26.03.2011

Karriere-Hilfe

Schluss mit dem Burnout-Gejammer!



- (1) Wer Probleme im Beruf hat, sollte nicht gleich von Burnout schwadronieren. Denn ein Burnout ist nichts, was man mal so eben nach Lektüre der *Apotheken Umschau* diagnostiziert. Ein Burnout wird vom Arzt festgestellt. Danach erfolgt die Einweisung in eine Klinik, eine
5 medikamentöse Behandlung und/oder eine mehrjährige Psychotherapie. Wer dazu nicht bereit ist, der sollte vom Burnout schweigen.
- (2) Viel wahrscheinlicher ist, dass die, die am lautesten Burnout schreien, die grundlegenden Regeln der Arbeitswelt nicht verstanden haben. Denn wenn Sie sich überfordert fühlen, muss das ja nicht unbedingt ein Fehler
10 Ihres Chefs sein. Es könnte beispielsweise auch sein, dass Sie nicht in der Lage sind, Grenzen zu ziehen. Wenn Sie krankhaft lieb sind, zu allem Ja und Amen sagen, vielleicht ein Helfersyndrom haben und zu hysterischen Anfällen neigen, dann hat das nichts mit der angeblich heute so rauen Arbeitswelt zu tun.
- 15 (3) Ein großer Fehler solcher Burnout-Fans ist, sich aufs Äußere und auf die anderen zu fixieren: Der Chef ist gemein, der Leistungsdruck viel zu hoch, der Arbeitsmarkt ungerecht. Eine ordentliche Analyse aber beginnt immer bei einem selbst: Was ist mein eigener Anteil an der Sache?
- (4) Der häufigste eigene Anteil ist eine falsche Grundhaltung zu Beruf und
20 Karriere. Wer beispielsweise Freunde sucht, sollte nicht in ein Unternehmen gehen. Auch nicht in eine Agentur, eine Partei, eine Redaktion oder ein Krankenhaus. Denn die Berufswelt hat wenig mit Freundschaft zu tun. Eher mit wechselnden Allianzen. Zu den Mythen der Arbeitswelt gehört, dass Kollegen hilfsbereit und solidarisch sind und
25 Kunden kooperativ und dankbar. Wer so etwas glaubt, wird schnell enttäuscht sein und sich ausgebrannt fühlen.
- (5) In dieselbe Kategorie fällt Folgendes: In den neunziger Jahren, als Soft Skills in der Karriereberatung schwer in Mode waren, machte sich die

Vorstellung breit, Sensibilität sei eine Stärke. Sogar eine, auf die
30 Personaler besonders viel Wert legten. Ich weiß nicht, welche
Ratgeberautoren und Kolumnenschreiber das erfunden haben. Jedenfalls
führte es zu Generationen von Bewerbern, die auf dem Weg in den
Arbeitsmarkt Kieferschutz, Ellbogen und Sturzhelm zu Hause ließen.

(6) Eine gute Idee zur Vermeidung von selbstdiagnostiziertem Burnout:
35 runterkommen von der Vorstellung, früher sei 16 gewesen: Lehrlinge
hätte man immer übernommen, Arbeitsverträge immer lebenslang
geschlossen, und überhaupt hätte man nicht unter so großem
Leistungsdruck gestanden.

(7) Ein weiterer Aspekt der Burnout-Diskussion macht mich noch
40 stutziger: Oft wird die Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt mit Arbeit zu
verdienen, als belastend dargestellt. Dabei gehört die Arbeit seit jeher
zum Menschsein dazu. Das Erste, womit sich jedes Lebewesen
beschäftigt, ist, Nahrung herbeizuschaffen. Beim Menschen folgen warme
Kleidung, ein Dach über dem Kopf und eine Ordnung des
45 Zusammenlebens.

(8) Schön, wenn man dabei nicht alles selbst machen muss. Das heißt:
Man geht arbeiten, verdient Geld und bezahlt dann den Biobauern dafür,
Gemüse anzupflanzen und die Polizei dafür, den Acker zu bewachen.
Arbeiten und damit seinen Lebensunterhalt zu erwirtschaften ist also nicht
50 Resultat einer kapitalistischen Verschwörung. Es ist die Grundlage des
menschlichen Lebens – sobald der Mensch vom Baum heruntersteigt.

(9) Ich schlage daher vor, den Leistungsdruck im Namen des gesunden
Menschenverstands für die nächsten zehn Jahre nicht mehr als
Rechtfertigung für irgendetwas zu benutzen. Wenn Sie nicht mehr
55 können, gehen Sie zum Arzt, zum Psychotherapeuten oder in die Klinik.
Hören Sie auf, sich die Probleme schönzureden, und suchen Sie die
Schuld nicht bei anderen. Die gute Nachricht ist: An sich selbst kann man
eher etwas ändern als am Arbeitsmarkt. Vielleicht überlegen Sie, sich
endlich einen Job zu suchen, der besser zu Ihnen passt.

Spiegel Online, 14.11.2011



**...und dann
noch eins für
den Haken,
bitte**

Eine Bäckerei in Istanbul diente als Vorbild. Dort hing ein Beutel mit Brot. Wer kein Geld hatte, konnte sich kostenlos eines nehmen, wer Geld hatte, kaufte zusätzlich eines für den Beutel.

Als Sören, 62, und Hekmet Özer, 56, ihre „Wandsbäckerei“ in Hamburg eröffneten, erlebten sie, dass einigen Rentnern das Geld kaum reichte. Da erinnerten sie sich an das Brot am Haken in der Türkei und schraubten drei Stifte in die Wand: für Brot, Kuchen und Kaffee. Wer spenden will, kauft mehr und hängt den Bon auf. Vier bis fünf Gutscheine werden jeden Tag eingelöst.

„18“ nennt Özer das System.

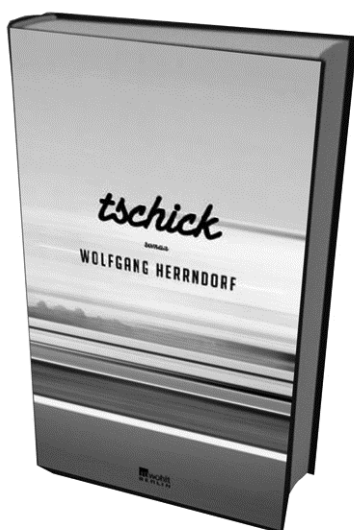
Focus, Nr. 22, 2010

Sich auf andere einstimmen

- (1) An der Universität Parma machte eine Gruppe von Neurophysiologen 1996 eine erstaunliche Entdeckung. Sie hatten die Gehirne von Affen verdrahtet, weil sie herausfinden wollten, wie welche Hirnareale Handlungen steuern. Zufällig wurden einmal die Feuermuster der Hirnzellen noch aufgezeichnet, als einer der Versuchsleiter und nicht der Affe nach Nüssen griff. Plötzlich sah man, dass motorische Neuronen, die sonst eigene Bewegungen steuern, aktiv wurden.
- (2) Die Forscher hatten die Spiegelneuronen entdeckt. Das sind Nervenzellen, die bei Affen oder Menschen sowohl dann feuern, wenn sie selbst handeln oder etwas planen, als auch dann, wenn sie das Handeln anderer beobachten. Bei den Affen im Labor reagierten die Spiegelneuronen auch dann, wenn durch eine Bewegung nur die Absicht einer Handlung angedeutet wurde, ohne sie auszuführen.
- (3) Wir müssen also nicht nachdenken, um zu wissen, was andere 21. Wir empfinden es. Denn das Gehirn reagiert, als ob die entsprechende Handlung stattfinden würde. Auf diese Weise, schreiben Giacomo Rizzolatti und Corrado Sinigaglia (*Empathie und Spiegelneurone*, Suhrkamp Verlag), verstehen wir Handlungen, ohne dass es einer Vermittlung über die Sprache und das Denken bedarf.
- (4) Die Voraussetzung aber ist: Wir müssen die Handlungen 22. Menschliche Spiegelneuronen reagieren, wenn Hunde beißen, aber nicht wenn sie bellen. Tänzer reagieren mit ihren Spiegelneuronen mehr auf diejenigen Bewegungen, die sie selbst geübt haben.
- (5) Mittlerweile weiß man, dass auch bei Gefühlen Spiegelneuronen aktiv sind. An der Universität Groningen beobachteten Forscher, dass die gleichen Hirnareale aktiv sind, wenn wir uns selbst ekeln oder wenn wir andere sich ekeln sehen. Aber die Nervenzellen feuerten desto mehr, je einfühlsamer die Beobachter waren. Menschen haben also nicht nur eine hirnhysiologische Basis für die Einfühlung; ihre Physiologie zeigt auch ihre psychologischen Fähigkeiten.
- (6) In Situationen mit anderen Menschen orientieren wir uns mit unserem Gefühl: Wir spüren in uns selbst, was mit den anderen los ist. Ohne nachzudenken, imitieren wir im Gehirn den Ausdruck von Gefühlen, den wir bei ihnen mitbekommen.
- (7) Mittlerweile weiß man, schreiben Sinigaglia und Vittorio Gallese in einem ganz neuen Aufsatz, dass Babys schon im ersten Lebensjahr die Absichten anderer Menschen erfassen und sich auf sie einstimmen. Menschen sind neurophysiologisch keine Egoisten. Ihr Gehirn ist angelegt für ein Miteinander.

Gesund, 03.10.2010

tschick



Fragment uit de roman “tschick”
van Wolfgang Herrndorf

In de gymnasiumklas van de
veertienjarige rijkeluiszoon Maik
Klingenberg (ik-persoon) zit ook
Andrej Tschichatschow –
bijgenaamd Tschick – die in de
probleemwijk Hellersdorf in het
oosten van Berlijn woont.

...

«Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: «Sie haben sich gar nicht verändert.» – «Oh», sagte Herr K. und erlebte. Das war ja mal eine angenehm kurze Geschichte.» Kaltwasser klappte im Vorbeigehen die Tafel auf, zog das Jackett aus und warf es über seinen Stuhl. Kaltwasser war unser Deutschlehrer, und er kam immer ohne Begrüßung in die Klasse, oder zumindest hörte man die Begrüßung nicht, weil er schon mit Unterricht anfang, da war er noch gar nicht durch die Tür. Ich muss zugeben, dass ich Kaltwasser nicht ganz begriff. Kaltwasser ist neben Wagenbach der Einzige, der einen okayen Unterricht macht, aber während Wagenbach ein Arschloch ist, also menschlich, wird man aus Kaltwasser nicht schlau. Oder ich werde nicht schlau aus ihm. Der kommt rein wie eine Maschine und fängt an zu reden, und dann geht es 45 Minuten superkorrekt zu, und dann geht Kaltwasser wieder raus, und man weiß nicht, was man davon halten soll. Ich könnte nicht sagen, wie der zum Beispiel privat ist. Ich könnte nicht mal sagen, ob ich ihn nett finde oder nicht. Alle anderen sind sich einig, dass Kaltwasser ungefähr so nett ist wie ein gefrorener Haufen Scheiße, aber ich weiß es nicht. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass er auf seine Weise ganz okay ist, außerhalb der Schule.

«Angenehm kurz», wiederholte Kaltwasser. «Und da haben sich sicher einige gedacht, so kurz kann ich das auch

mit der Interpretation halten. Aber dann dürfte wohl klargestanden sein: So einfach ist das nicht. Oder fand es jemand sehr einfach? Wer will denn mal? Freiwillige? Na, kommt. Die letzte Reihe lacht mich an.» Wir folgten Kaltwassers Blick zur letzten Reihe. Dort lag Tschick mit dem Kopf auf dem Tisch, und man konnte nicht genau erkennen, ob er in sein Buch schaute oder schlief. Es war die sechste Stunde.

«Herr Tschichatschow, darf ich bitten?»

«Was?» Tschicks Kopf hob sich langsam. Dieses ironische Siezen. Da ging schon mal das Warnlämpchen an.

«Herr Tschichatschow, sind Sie da?»

«Bei der Arbeit.»

«Haben Sie die Hausaufgaben gemacht?»

«Selbstverständlich.»

«Hätten Sie die Güte, sie uns vorzulesen?»

«Äh ja.» Tschick sah sich kurz auf seinem Tisch um, entdeckte dann seine Plastiktüte auf dem Boden, hievte sie hoch und suchte nach dem Heft. Wie immer hatte er nichts ausgepackt vor der Stunde. Er zog mehrere Hefte raus und schien Mühe zu haben, das richtige zu identifizieren.

«Wenn du keine Hausaufgaben gemacht hast, sag's.»

«Ich hab Hausaufgaben – wo isses denn? Wo isses denn?»

Er legte ein Heft auf den Tisch, steckte die anderen zurück und blätterte darin herum.

«Da, da ist es. Soll ich vorlesen?»

«Ich *bitte* darum.»

«Gut, ich fang dann jetzt an. Die Hausaufgabe war die Geschichte vom Herrn K. Ich beginne. Interpretation der Geschichte von Herrn K. Die erste Frage, die man hat, wenn man Prechts Geschichte liest, ist logisch – »

«Brecht», sagte Kaltwasser, «Bert Brecht.»

«Ah.» Tschick fischte einen Kugelschreiber aus der Plastiktüte und kitzelte in seinem Heft. Er steckte den Kugelschreiber zurück in die Plastiktüte.

«Interpretation der Geschichte von Herrn K. Die erste Frage, die man hat, wenn man Brechts Geschichte liest, ist logisch, wer sich hinter dem rätselhaften Buchstaben K. versteckt. Ohne viel Übertreibung kann man wohl sagen, dass es ein Mann ist, der das Licht der Öffentlichkeit scheut. Er versteckt sich hinter einem Buchstaben, und zwar dem Buchstaben K. Das ist der elfte Buchstabe vom Alphabet. Warum versteckt er sich? Tatsächlich ist Herr K. beruflich Waffenschieber. Mit anderen dunklen Gestalten zusammen (Herrn L. und Herrn F.) hat er eine Verbrecherorganisation gegründet, für die die Genfer Konvention nur einen traurigen Witz darstellt. Er hat Panzer und Flugzeuge verkauft und Milliarden

gemacht und macht sich längst nicht mehr die Finger schmutzig. Lieber kreuzt er auf seiner Yacht im Mittelmeer, wo die CIA auf ihn kam. Daraufhin floh Herr K. nach Südamerika und ließ sein Gesicht bei dem berühmten Doktor M. chirurgisch verändern und ist nun verblüfft, dass ihn einer auf der Straße erkennt: Er erbleicht. Es versteht sich von selbst, dass der Mann, der ihn auf der Straße erkannt hat, genauso wie der Gesichtschirurg wenig später mit einem Betonklotz an den Füßen in unheimlich tiefem Wasser stand. Fertig».

Ich guckte Tatjana an. Sie hatte die Stirn gerunzelt und einen Bleistift im Mund. Dann guckte ich Kaltwasser an. An Kaltwassers Gesicht war absolut nichts zu erkennen. Kaltwasser schien leicht angespannt, aber mehr so interessiert-angespannt. Nicht mehr und nicht weniger. Eine Zensur gab er nicht. Anschließend las Anja die richtige Interpretation, wie sie auch bei Google steht, dann gab es noch eine endlose Diskussion darüber, ob Brecht Kommunist gewesen war, und dann war die Stunde zu Ende. Und das war schon kurz vor den Sommerferien.

...

Landarzt dringend gesucht

(1) Eigentlich klingt es nach einem attraktiven Beruf: Wohl kaum ein Arzt baut so einen engen Kontakt zu seinen Patienten auf wie der Hausarzt auf dem Land. In seiner Region ist er die erste Wahl, allein schon, weil er der einzige Arzt in der Nähe ist. Oft gehört er zu den angesehensten Persönlichkeiten. 27 sind immer weniger junge Ärzte bereit, sich in den entlegenen Regionen Deutschlands niederzulassen. Der Mangel wird sich in den nächsten Jahren verschärfen: Mehr als die Hälfte der Hausärzte sind älter als 55 Jahre, viele von ihnen werden Schwierigkeiten haben, Nachfolger zu finden.

(2) Mit einer Landarztquote will Gesundheitsminister Philipp Rösler das Problem angehen. Ein Teil der Studienplätze solle an diejenigen vergeben werden, die bereit sind, nach dem Studium einige Jahre auf dem Land zu praktizieren, fordert der FDP-Politiker. Für manch einen mag das ein Anreiz sein, doch an den Ursachen des Ärztemangels auf dem Land ändert eine solche Quote nichts. Die Arbeitsbelastung eines Landarztes ist enorm: In manchen Regionen muss er 5000 Patienten versorgen, in Spitzenzeiten 150 am Tag. Das bringt Arbeitszeiten von bis zu 70 Stunden pro Woche mit sich. Nachts kann er wegen Notfällen aus dem Bett geklingelt werden. Und für Hausbesuche muss ein Landarzt kilometerweit fahren. Arbeitsbedingungen, die viele jüngere Mediziner nicht mehr akzeptieren wollen. Hinzu kommt die Bezahlung,

die im Vergleich zu vielen Facharztkollegen gering ist. Gerade in strukturschwachen Regionen gibt es kaum Privatpatienten, das macht sich bei den Honoraren bemerkbar.

(3) Geld allein hilft jedoch nicht weiter: Schon heute gibt es Versuche, Ärzte in entlegene Landstriche zu locken – mit Investitionspauschalen, kostenlosen Praxisräumen und Umsatzgarantien. Mit mäßigem Erfolg. Erfolgversprechender klingt Röslers Idee, in den Kommunen Praxen einzurichten, in denen Ärzte als Angestellte arbeiten können. Wer geregelte Arbeitszeiten und die Option hat, nach einiger Zeit in die Stadt zurückkehren zu können, lässt sich vielleicht eher auf eine Zeit auf dem Land ein. Bemerkenswert ist, dass ausgerechnet der FDP-Mann Rösler diese Idee äußert – zu Oppositionszeiten kämpfte seine Partei vehement für die Freiberuflichkeit des Arztberufs.

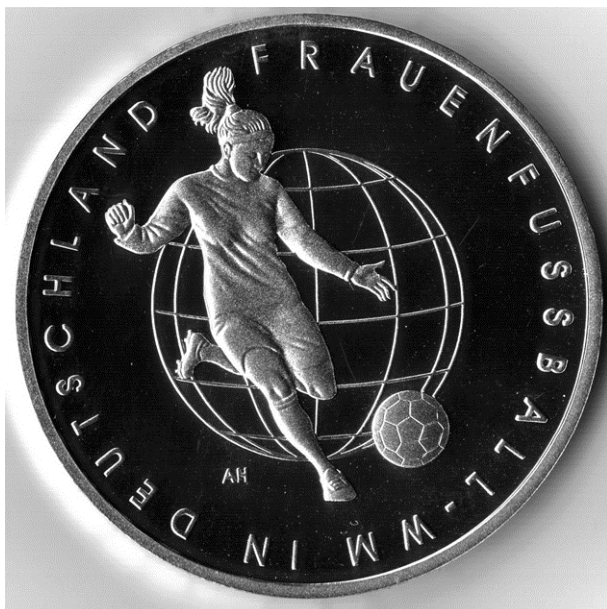
(4) Noch ist der Arztberuf so attraktiv, dass es deutlich mehr Bewerber für ein Studium gibt als Plätze. Die Zahl der Ärzte in Deutschland ist stetig gestiegen, seit der Wiedervereinigung um ein Drittel. In Ballungsgebieten gibt es mehr Mediziner als notwendig, in Berlin fahren einige hundert Ärzte lieber Taxi, als in der Uckermark Patienten zu behandeln. Wer jedoch den Ärztemangel auf dem Land bekämpfen will, muss den Beruf des Hausarztes grundsätzlich aufwerten. Das fängt nicht zuletzt damit an, dass die Allgemeinmedizin im Studium nicht nur eine Nebenrolle spielen sollte.

Tagesspiegel, 12.04.2010

Fußball-WM 2011

Der Reiz des Spiels

Ein Kommentar von Holger Gertz



- (1) Sogar Experten wundern sich über die Einschaltquoten bei der gerade zu Ende gegangenen Frauenfußball-Weltmeisterschaft. 17 Millionen Zuschauer bei den Spielen der deutschen Nationalmannschaft, Spitzenwerte auch bei den Matches der Brasilianerinnen und Französinen. Die Frage ist: Warum interessieren sich die Leute für Begegnungen zwischen Frauen, die vor ein paar Wochen noch niemand kannte? 32 Interessen sind nicht bedient worden, den von Männern in Internetforen geforderten Trikottausch nach dem Abpfiff gab es nicht zu sehen. Ist es der Eventcharakter, der den Einzelnen dazu zwingt, Teil der Masse zu werden? Das Argument würde greifen, wenn sich die Fans beim Public Viewing versammelt hätten. Sie haben sich die Spiele aber eher zu Hause im Wohnzimmer angeschaut, selbst nach dem Viertelfinal-Aus der Deutschen ist das Interesse nicht eingebrochen. Auch darüber wundern sich die Experten.
- (2) Der Reiz liegt im Spiel selbst. Fußball zu schauen, das bedeutet immer auch, in die Seele des Sportlers hineinzusehen. Wie geht einer um mit den eigenen Erwartungen und denen des vieltausendköpfigen Monsters namens Publikum? Hilft ihm die Erfahrung, seine Nervosität in den Griff zu kriegen? Scheitert er an seiner Angst? Gerade für Zuschauer, die sich in den taktischen Feinheiten nicht auskennen, liefert ein WM-Spiel – also eines, bei dem es um etwas geht – viele Gelegenheiten, mit den Fußballern und Fußballerinnen zu leiden, oder mit ihnen erleichtert zu sein.

(3) Auch Frauenspiele auf hohem Niveau liefern diese Momente. Nur wer
25 bereit ist, den Frauenfußball einigermaßen ernst zu nehmen, wird den
Fußballerinnen ihre Freude oder Enttäuschung glauben. Viele Männer
haben sich damit schwergetan. Sie sind zwar bereit, die Leistung einer
Sprinterin anzuerkennen, auch wenn sie langsamer rennt als der Sprinter.
Der Fußballplatz aber ist das Terrain des Mannes, wie früher der Urwald,
30 in dem er dem Mammut hinterhergestiegen ist. Die Männer haben sich
darüber aufgeregt, dass die Französin Louisa Necib „La Zidanette“
genannt wird; es sei anmaßend, sich mit dem König der Könige zu
vergleichen. Dabei hat sie, wie Zinédine Zidane, algerische Wurzeln, sie
hat wie er in Hinterhöfen gekickt und dabei gelernt, den Ball zu dressieren
35 wie einen Hund. Allerdings gefiel dieser Spitzname auch den Frauen
nicht, jeder Vergleich des Frauenfußballs mit dem der Männer kam ihnen
chauvinistisch vor. Sie schrieben wütende Briefe, wenn man das Gebiss
der guineischen Stürmerin Genoveva Anonma mit dem des Kameruners
Roger Milla verglich und dabei zu der Erkenntnis kam, dass sich
40 Fußballerin und Fußballer nicht nur zahlrückentechnisch nähergekommen
sind.

(4) Am Ende waren es die Fußballerinnen, gerade in der Finalrunde, die
bewiesen haben, dass sie Respekt verdienen. Der Reiz lag im Spiel. Nicht
nur die Deutschen haben sich für den Frauenfußball erwärmt, in
45 Frankreich war das Turnier Thema auf der ersten Seite der L'Équipe, das
hatte es vorher auch nicht gegeben. In den Macho-Ländern wie Serbien
stand dagegen keine Zeile in der Zeitung, es kam auch nichts im
Fernsehen. Natürlich bleibt der Umgang mit Frauenfußball eine
innerserbische Angelegenheit, aber man kann sagen: Sie haben was
50 verpasst.

Süddeutsche Zeitung, 18.07.2011

Expertise

Was die Anglizismen betrifft, so reicht es bei uns in der Süddeutschen Zeitung gemeinhin weder zu tiefer Liebe noch zu blindem Hass. Wir schauen uns vielmehr die neuen Gäste mit wohlwollender Skepsis an, und wenn sie über ein Weilchen nach gutem Gästebrauch wieder verschwinden, sind wir auch nicht beleidigt.

Wenn sie aber bleiben? Nun, dann bedarf es eines zweiten kritischen Blicks, und den hat unsere Leserin Th. für uns getan. Ihr Auge fiel auf das Wort „Expertise“, und zwar in einem Artikel über die Frage, wie viel CO₂ im Hause Google bei Suchanfragen freigesetzt wird.

Der Satz lautete: „Fachleute bescheinigen dem Konzern sogar große Expertise“, und Frau Th. ist der Ansicht, dass hier ohne Not das englische *expertise* (Fachwissen) zu Tische geladen wurde. Man kann ihr nicht widersprechen.

Süddeutsche Zeitung

Du stehst auf blonde Frauen, oder?

**Aufklärung auf die brutale Tour:
Ein französisches Magazin googelt
sich Porträts seiner Leser zusammen
und veröffentlicht sie**

Der Artikel fängt nett an. „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag“, wünscht der Verfasser, aber schon dann wird es gruselig: „Wir dürfen doch du sagen, Michel, nicht wahr? Gewiss, du kennst uns nicht. Aber wir wissen sehr viel über dich. Du bist heterosexuell und Single. Im Frühjahr 2008 hattest du eine Geschichte mit Claudia, charmant, kleine Brüste, kurzes Haar, schöne Beine.“ Dazu druckte das Magazin Bilder: Eine Umarmung am 31. Mai, Händchenhalten am 22. Juni.

Als der 29-jährige Michel aus Mérignac seine Geschichte im Magazin *Le Tigre* gelesen hatte, konnte er mehrere Nächte nicht schlafen. Danach entschloss er sich, gegen das Medium, das so ungeniert aus seiner Privatsphäre geplaudert hatte, zu klagen. Doch die Anwälte machten ihm wenig Hoffnung: Denn alles, was *Le Tigre* verbreitet hatte, war zuvor von Michel selbst ins Netz gestellt worden; auf Seiten wie *YouTube*, *Facebook* und *Flickr*. Aber erst der gedruckte Artikel hatte ihm vor Augen geführt, wie viel er von sich schon preisgegeben hatte.

Michel war nicht der einzige Leser, der im Magazin ein Porträt über sich lesen musste. Die Redakteure von *Le Tigre* haben es sich in der Rubrik „Das Google-Porträt“ zur Aufgabe gemacht, ihre Leser für das Thema Datenschutz zu sensibilisieren – auf die brutale Tour. Bei Michel hat die Lektion auf alle Fälle gewirkt, er versuchte anschließend, im Internet so viel wie möglich von sich zu löschen. Nur eines hatten die Magazin-Redakteure nicht von ihm herausgefunden – seine Adresse, um ihm das Porträt per Post zu schicken. „Aber“, so schließt der Artikel, „die brauchen wir auch nicht, um dir dein Porträt zu schicken. Du kennst es ja schon, dein Leben.“

Freiwillig löschte *Le Tigre* auf seinen Wunsch zumindest in der Online-Ausgabe die persönlichsten Dinge und anonymisierte die Handynummer. Für Michel sei es ein „heilsamer Schock“ gewesen, sagt ein Redakteur des Magazins. „Die Naivität und der Exhibitionismus vieler Menschen sind grenzenlos.“

fluter.de, Sommer 2009